

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 48 (1944-1945)  
**Heft:** 13

**Artikel:** Vorfrühlingsspaziergang in ein Unglücksdorf  
**Autor:** Eschmann, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-669536>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Vorfrühlingspaziergang in ein Unglücksdorf

von ERNST ESCHMANN

Kurz nach verstrichener Mittagszeit sauste am Donnerstag, den 22. Februar ein großer Bomber aus südlicher Richtung in einer Höhe von rund 3000 Metern gegen Rafz. Unsere Flab hatte auf ihn geschossen. Vielleicht, daß er Treffer erhalten hat und sich, um sich zu erleichtern, seiner Bombenlast entledigen wollte. Vielleicht auch, daß er sich wie so viele andere in der Orientierung geirrt hat und sich über feindlichem Gebiete wähnte. Nachdem das große Unglück geschehen war, verschwand der Pilot nach dem Badischen. Die erschütternde Tatsache bleibt, daß er vor Rafz seine unheilvolle Last ausklinkte und die Bomben aus schwindelnder Höhe über das friedliche Dorf hinunterpfeilen ließ. Es mögen rund ein halbes Dutzend gewesen sein. Ein gutes Geschick fügte es, daß sie die Häuser des Dorfkerns nicht berührten, die Kirche überflogen und am ansteigenden Hange niedergingen, der mit Reben bepflanzt und von Apfel- und Birnbäumen besetzt ist. Darüber dehnt sich ein Wald hin, durch den, bald und leicht erreichbar, die Schweizergrenze sich zieht.

Ein einziges Chalet stand abseits, mit einem prächtigen und weiten Blick über die Ebene des Rafzerfeldes. Ein fleißiger Handwerker mit einer zahlreichen Familie bewohnte es. Sie saßen just beim Mittagessen, Vater, Mutter und fünf Kinder und eine nahe Verwandte, die auf Besuch weilte. Da brach eine der Bomben als Volltreffer ins Haus und machte es dem Erdboden gleich, kein Stein auf dem andern lassend. Hoch durch die Lüfte flogen Teile der Wände, Holzstücke und Möbelsplitter davon. Der ganze Hausrat wurde ein Spielball des ungeheuren Luftdruckes, und was mit den Menschen geschah und wie es geschah, wer weiß es? Die ganze Familie wurde wie Spreu auseinandergewirbelt. Der Tod muß sie plötzlich überfallen haben. Das beweisen die traurigen Funde, die später die erschrockenen Dorfbewohner gemacht haben: da ein Kopf, dort

eine Hand, zehn Meter davon ein anderes Glied eines Körpers, Teile von Wäsche, ein Rock, ein Hemd.

Steine und Erdstücke haben die Dächer der benachbarten Häuser und Scheunen durchbrochen. Man zeigte mir den obersten Knopf auf dem Kirchturm, dessen Kugel noch eine Einbuchtung erhalten hat durch einen davonspritzenden Splitter.

Das stille Bauern- und Weindorf Rafz hat in einem Augenblick ein erschütterndes Bild vom Kriege bekommen. Und dieses ist doch nur ein winziger Ausschnitt vom Elend und von den Verheerungen, die er in den benachbarten Ländern angerichtet hat. Zehn-, hundert- und tausendfach muß man diese Trichter, diese grauenvollen Reste einer Wohnstätte vergrößert und wiederholt sich denken, und man gewinnt die Vorstellung einer vernichteten Stadt.

Das Unglück ist geschehen, eine furchtbare Saat ist auf Wiesen und Reben gestreut, und eine Frage ruft aus den Trümmern, ein Schrei und eine Not: Wie ist es möglich, daß in unserm so fortgeschrittenen Jahrhundert so ein Verhängnis wie dieser zweite Weltkrieg hereinbrechen konnte? Und die Menschen selber haben den Brand gelegt. Es war nicht wie der Ausbruch eines blindwütenden Berges, der seine Lava zum Himmel spie.

Ich fuhr von Zürich her dem Rheine zu. Es ging über die hohe, leicht beschwingte Brücke unterhalb Eglisau. Auf der Station Hüntwangen hatte ich das Rafzerfeld erreicht. Unendlich weit dehnt es sich hin. Groß und stumm liegt es da, ohne Haus, ohne Hütte, ohne Baum. Es ist die mächtige, gesegnete Korn- und Kartoffelkammer des Kantons. Die Güter sind vor Jahren zusammengelegt worden. So geht die Arbeit bequemer vor sich, und die Bauern verlieren keine Zeit mehr, um ihre zerstückelten Parzellen aufzusuchen. Die glatten Flächen eignen sich zur Be-

arbeitung für die Maschinen. Manche Hand hat es leichter bekommen, und mancher gebückte Rücken hat sich aufgerichtet.

Vier größere und kleinere Dörfer haben sich an den südlichen Fuß des Hanges gesetzt, der nach Norden das Feld begrenzt: zu äußerst im Westen Wasterkingen, dann Hüntwangen, Wil und Rafz, das größte von allen. Sie stoßen ans badische Land.

Meine Straße zieht sich wie mit einem Lineal gezogen gegen Wil. Die Sonne scheint warm, aber der Frühling hat sich kaum angemeldet. Wie tot liegen die Felder noch da. Eine schwarze Krähe steigt auf und schreit. Es scheint ihr unbehaglich zu sein. Ein unheimliches Donnern wird laut in den Lüften. Was ist es? Ich stehe still und lausche. Und wieder beginnt es zu knattern, fern im Lande des Krieges. Oder meldet sich ein Geschwader an, das etwas Böses im Schilde führt? Keinem darf man mehr trauen, seitdem schon zu wiederholten Malen unser Gebiet verletzt worden ist. Wohl ist da und dort, wie ich's bei Eglisau gesehen habe, ein großes Schweizerkreuz auf den Boden gelegt. Aber nur wie ein Pünktlein mag es den Fliegern erscheinen, die etliche tausend Meter darüber daherkommen. Das Rauschen ist verstummt, und ich gebe mich wieder der feierlichen Stimmung des hellen Sonntagnachmittags hin. Drüben von der Kirche von Wil dringen Glockenschläge zu mir. Und ich erstaune: was dieses Gotteshaus für eine herrliche Lage hat! Nirgends könnte es besser hingestellt sein. Das ganze Rafzerfeld beherrscht es. Von allen Seiten fliegen die Blicke nach ihm, und was für eine Aussicht muß es gewähren über die Felder hinweg, im Sommer, wenn ein Wind über das Meer der Ahren streicht!

In dieser stillen Einsamkeit, da nur selten ein Zweirad an mir vorbeihuscht, haben die Gedanken freies Spiel. Sie fliegen zurück in die Zeit, da in diesen Dörfern als Hausindustrie die Strohflechterei blühte. Es wird uns berichtet, daß noch gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts zum Beispiel in Wil mindestens 50 000 Strohhüte jährlich fabriziert wurden. Besonders im Winter und an Regentagen kamen die Männer und Frauen zusammen und vereinigten sich zu Lichtstübchen, nach Alter und Geschlecht getrennt.

Man flocht und nähte die Geflechte zusammen, erzählte sich Geschichten dazu und sang, knusperete an guten Sachen und trank sich gemütlich zu. So eine „Durrespinnete“ jeweilen am Freitag vor Weihnachten wuchs aus zu einem kleinen Dorffest.

Und eine alte Sage kommt mir in den Sinn, die heute noch im Umlauf ist. Auf dem Rafzerfeld stehe eine alte Linde. Wenn sie so dick geworden sei wie ein gefüllter Mätersack, rückte das Ende der Tage heran. Eine große Völkerschlacht werde hier geschlagen, „so grausam, daß die Krieger bis an die Knöchel im Blute waten müßten“. Die Linde steht nicht mehr, aber ein Völkerringen hat angehoben, mächtiger und furchtbarer, als je sich ein Mensch hat träumen können. Unser Land ist verschont geblieben. Eine gütige Vorsehung hat es bewahrt vor den schrecklichsten Heimsuchungen.

Da habe ich Wil schon erreicht, ein kleines, sauberes Bauerndorf. Wenig Volk ist unterwegs. Die Leute bleiben daheim. Sie haben es die Woche über wohl streng gehabt. Auch im behäbigen Landgasthof geht's ruhig her. Nicht einmal ein Faß wird geklopft. Zwei Bauern erörtern den Milchertrag und wie sich ihre Kühe beim „Ziehen“ anstellen.

Ein währhaftes Stück geräucherten Specks hat die Wirtin noch in Reserve, und gerne tischt sie ihn dem wanderlustigen Städter auf. Und dazu noch einen guten Tropfen Eigengewächs, Weissen und Roten. Wahrlich, das Zürcher Unterland ist ein bevorzugter Winkel unseres Kantons. Viele kennen und achten ihn nicht. Und andere behaupten gar, es gebreche ihm an landschaftlichen Reizen. Weit gefehlt! Sie schauen ihn nur nicht mit den richtigen Augen an. Ich halte es mit den Malern, mit einem Ernst Georg Rüegg oder Rudolf Mülli, die schon manchen poesivollen Winkel dieser abseitigen Welt mit Pinsel und Feder festgehalten haben.

Der Abend rückt heran, immer heiterer wird der Himmel. Ein Lehrer des Dorfes berichtet mir manche lokale Denkwürdigkeit und führt mich den Hang hinauf, aus den Häusern empor und dem Walde zu, wo man aus dem frohen Staunen nicht herauskommt. Das ganze Rafzerfeld

liegt unter mir, die große Ebene, die ich durchwandert habe. Vom Rhein ist nichts zu sehen, aber drüben der Laubberg, hinter dem sich Glattfelden verbirgt. Dort treten ein paar Häuser aus der Gleichförmigkeit der noch schlafenden Acker, der Feldhof, und weiter hinten liegen die Schienenstränge der Bahn. Wo kommt sie her? Aus dem Lande, wo Krieg ist. Die guten Lottstetter haben in den letzten Jahren gewiß oft sehnstüdig nach dem Schweizerboden hinübergespäht. Nur die Vögel, die in den Lüften und über der Grenze kreisten, haben nicht gewußt, daß hier das Land des Friedens dem Reich des Krieges die Hand reicht. Rößlich ist es, bei sinkender Sonne den sanften Hügeln entlang zu gehen. Man ist dem Tale entrückt und doch bei den Menschen. Dort aus dem behäbigen Gut rufen sie uns zu und laden uns ein, ein Weilchen bei ihnen zu rasten. Aber die Zeit drängt. Ich will an die Stätte, die vom Kriege gezeichnet wurde. Und nicht mehr weit ist's. Über dem Dorfe sehe ich Volk, das sich angesammelt hat. Man bespricht sich und staunt, man erzählt sich Einzelheiten, und jeder Bürger hat seine Erlebnisse gehabt an jenem furchtbaren Nachmittag, da die Erde barst und die Trichter sich gebildet hatten.

Eine Militärpatrouille riegelt ein Sträßchen ab. Es gilt einen Umweg zu nehmen. Denn in der Nähe, in verborgener Tiefe liegt ein Blindgänger, und niemand weiß, ob nicht plötzlich in ihm die Fürie lebendig wird. Aber, was ist das? Als ob es geschneit hätte, liegen weiße Punkte und Flecken auf der Matte und in den Reben, und je näher man kommt, um so dichter und größer werden die hellen Tupfen. Jetzt entdecke und errate ich, was es ist. Das sind Blätter von Büchern, die durch die Gewalt der Explosion fortgewirbelt wurden. Rechnungen und Formulare liegen herum, Musikblätter. Der Vater spielte die Orgel in der Kirche. Von Hand Geschriebenes, Gedrucktes ist durcheinander gefäßt, ein Briefluvert und dort ein paar Seiten von Lienhard und Gertrud, einer alten Ausgabe der „Guten Schriften“. Was müßte ein Pestalozzi gesagt haben zu einer so jähren, grauenvollen Vernichtung einer

Familie, er, der die häusliche Stube als die wertvollste Keimzelle jeglicher Gemeinschaft betrachtete! Hoch in den Ästen eines Baumes hängen noch Wäschestücke. Je näher ich der Stelle komme, wo das Haus gestanden, um so schrecklicher häufen sich die Spuren der Verwüstung. Steine und Erde liegen in Klumpen durcheinander, hier ein Stück einer Nähmaschine, dort der eingedrückte Boiler aus der Küche, geborstene Bretter, das gestrickte Käpplein eines Buben, jedes Stück ein stummer Zeuge des Verhängnisses. Von den Grundmauern ist kein Stein auf dem andern geblieben.

Und so wie dieser Trichter haben sich etliche andere gebildet. Höher, dort daneben, und einer der größten in den Reben, von zerfetzten Weinböcken umgeben. Man starrt hinein und schüttelt den Kopf dazu.

Ein Glück nur, daß die Betroffenen, Vater und Mutter und Kinder, wohl kaum der Katastrophe bewußt wurden. Sie sind heute unter großer Beteiligung des ganzen Dorfes und benachbarter Gemeinden, ja mit bündesrätlichen Ehren zur Ruhe gebettet worden. Im gleichen Grabe liegen sie beisammen und werden noch kommenden Generationen zeugen vom furchtbaren Augenblick, da im friedlichen Lande wie ein Blitz der Tod aus den Lüften herniederfuhr und acht Menschenleben zugleich auslöschte.

Die scheidende Sonne rüstete sich zum Untergang. Flammendes Gold sprühte sie über die Felder und über das Unglücksdorf. Wie Versöhnung schimmerte es durch die gelbleuchtenden Wolkenstreifen. Ich wandte mich dem Dorfe zu, das sich wieder gefunden zu haben schien. Den Kindern aber wird die ewige Erinnerung bleiben an den Tag, der sie aus den glückseligsten Träumen riß und ihnen zeigte, wie Freude und Schmerz so nahe liegen. Die Eltern und Dorfgenossen aber werden sich fester die Hände geschüttelt haben in der Überzeugung, daß der Krieg die erbarmungsloseste Geißel der Völker ist, und doppelt grauenvoll, wenn er sich schuldlose Opfer sucht in den Grenzen eines friedfertigen Landes.